

Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Heft 1

Jänner 1938

41. Jahrgang

Gottes Wege.

Ungefähr 50 Kilometer von Barberton entfernt liegt eine Außenstation, auf der gegen 40 Katholiken, meist Italiener und Portugiesen, wohnen. Der Name des Ortes, der auch eine Haltestelle der lokalen Eisenbahn ist, ist Tonetti. Das Dörfchen verdankt seine Entstehung der Tatkraft und dem Unternehmungsgeist der Gebrüder Tonetti, einer italienischen Familie, die in den achtziger Jahren im Auftrage der Transvaal-Regierung verschiedene Eisenbahnstrecken baute. Als teilweise Entlohnung übergab die damals geldarme, aber „steinreiche“ Regierung den Gebrüdern Tonetti ein Stück öden Buschwaldes, die heutige Haltestelle Tonetti. Aus dem öden Buschfeld aber haben die energischen Tonetti mit Hilfe anderer italienischer Ansiedler ein wahres Paradies geschaffen, in dem dank des heißen Klimas alle Arten von tropischen Früchten gedeihen. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus ist es jedoch kein Paradies, sondern eine wahre Fieberhölle. Trotz aller modernen Fiebermittel bekommt fast jeder der Ansiedler jährlich einen oder mehrere Fieberanfälle. Es war eine unsäglich harte Pionierarbeit, welche die Gebrüder Tonetti hier leisteten, und drei Grabsteine im Kirchhof zu Barberton, die diesen Namen tragen, sind ein nur zu deutlicher Beweis dafür. Aber die harte Arbeit war mit Erfolg gekrönt, die Tonetti schufen sich einen guten Namen und erwarben ein ansehnliches Vermögen.

Am gleichen Tag, da ich nach Barberton kam, wurde ich mit dem älteren der beiden damals noch lebenden Brüder bekannt gemacht. Es war der Wunsch seiner schon vor mehreren Jahren verstorbenen Mutter ge-

wesen, daß die Tonetti-Brüder in dem Dorf, dem sie ihren Namen geben durften, Gott zum Danke eine Kirche errichten sollten. Diesen Wunsch der Mutter wollte Herr Tonetti jetzt erfüllen, da es seine Absicht war, in einigen Monaten zu seiner Frau nach Italien zurückzukehren, wo er seinen Lebensabend ruhig zu verbringen gedachte. Er bat mich nun, ihm mit Rat und Tat beizustehen. Ich ließ einen Plan der Kirche anfertigen, und dann ging es an die Arbeit. Herr Tonetti selbst leitete den Bau, der rasche Fortschritte machte.

Wenige Tage vor der Vollendung traf ich wieder mit Herrn Tonetti zusammen, um die letzten Besprechungen bezüglich der Kirchweihe zu halten, die am folgenden Sonntag stattfinden sollte und zu der der Apostolische Präfekt Msgr. Mohn sowie verschiedene andere Herren eingeladen werden sollten. Nach den Besprechungen lud mich Herr Tonetti zum Mittagessen ein. Ich lehnte ab, da ich schon eine andere Einladung hatte, versprach ihm aber, nach dem Essen zurückzukommen. Hätte ich nur seine Einladung angenommen, so wäre wahrscheinlich das kommende Unglück verhindert worden. Wir gingen beide unseres Weges und keiner von uns dachte daran, daß wir in diesem Leben das letzte Wort miteinander gesprochen hatten.

Nach der Mahlzeit verließ ich meinen Gastgeber mit der Absicht, Herrn Tonetti nochmals aufzusuchen. Als ich das Haus verließ, kam ein Schwarzer auf mich zugestürzt und rief: „U Baas ufile!“ — „Der Meister ist tot!“, und als ich nicht verstehen wollte, deutete er zur Kirche. Ich lief in der angegebenen Richtung, so schnell mich meine Füße nur tragen konnten, und fand



Das Kirchlein in Tonetti. (Foto: P. A. Bieg.)

Herrn Tonetti bewußtlos im Eingang der Kirche liegen und stöhnen. Was war geschehen?

Herr Tonetti, der sich etwas fieberisch gefühlt hatte, war nach einem kurzen Imbiß an die Baustelle zurückgekehrt und hatte sich, vom Fieber und der Hitze des Tages erschöpft, am Eingang der Kirche niedergesetzt und, das Haupt an die Mauer gelehnt, etwas geruht. Währenddessen stürzte das Gerüst in der Kirche zusammen, und ein schwerer Balken traf den ahnungslos Schlafenden am Kopf und schlug ihm die Schädeldecke ein.

Sofort telephonierten wir um einen Arzt, der in einer Stunde eintraf. Er konnte für den Verunglückten an Ort und Stelle nichts tun. Eine eigene Lokomotive mit einem Gepäckwagen brachte Herrn

Tonetti nach Barberton. Sofort wurde eine Operation versucht, aber ohne Erfolg. Der Verunglückte lebte noch 36 Stunden, kam aber nicht mehr zum Bewußtsein.

Der Tag der Kirchweihe wurde Herrn Tonettis Begräbnisstag. Der Apostolische Präfekt Msgr. Mohn vollzog die Kirchweihe und hielt dann den Trauergottesdienst. Danach legten wir den edlen Mann in dem von ihm selbst erbauten Kirchlein zur ewigen Ruhe. Noch nie in meinem Leben habe ich einer so traurig-schönen Beerdigung beigewohnt. Alle Anwesenden waren tief ergriffen und zu gleicher Zeit erschüttert durch die Unbegreiflichkeit und Härte der Tügingen Gottes. Nach menschlichen Begriffen war diese Schickung sehr hart und ungerecht. Mit den Augen des Glaubens gesehen, konnte es jedoch kaum einen schöneren Tod geben. Am Tage, da Herr Tonetti ein Haus zur Ehre Gottes errichtet hatte, nahm ihn der Herrgott zur ewigen Ruhe in die himmlische Heimat auf.

Aus dem Balken, der dem Verstorbenen den tödlichen Schlag beigebracht hatte, verfertigten wir ein Kreuz und stellten es am Eingang zur Kirche auf. Durchs Kreuz zur Krone!

Vor drei Wochen spendete ich dem ersten Enkelkind des Verstorbenen in der Kirche seines Großvaters die heilige Taufe, und mein Taufwunsch war, es möchte der Eifer für die Ehre Gottes, der Herrn Tonetti befeelte, in diesem Nachkommen weiterleben.
P. Anton Bieg.

Gebetsmeinung für den Monat Jänner:

„Daß alle Christen in Abessinien zur Einheit der Kirche zurückkehren.“

Während der Weltgebetsoktav vom 18. bis 25. Januar flehen jedes Jahr zahllose Katholiken und nichtkatholische Christusgläubige zu Gott: „Daß alle eins seien.“ Jetzt im Januar bittet der Hl. Vater um besondere Gebetshilfe für die Bekehrung der nichtkatholischen Christen in Abessinien. Dort leben ungefähr sechs Millionen Monophysiten — Anhänger jener Irrlehre, die behauptet, daß in Jesus Christus die göttliche Natur die menschliche Natur ganz in sich aufgelesen habe, so daß nur mehr eine Natur übrigblieb. (Mohammedaner zählt man drei Millionen, dazu kommen eine Million Heiden und 50.000 Katholiken.) Das Nichtwissen

um die wahre Lehre der katholischen Kirche bildet für die Rückkehr ein größeres Hindernis als das Festhalten am Irrtum. Wir sollen nun beten, daß die Zahl der katholischen Schulen sich mehre, daß Gott dem Lande viele eifrige Priester schenke, daß die mit Rom vereinigten koptischen Klöster zahlreicher werden. — Auch jene koptischen Christen, die noch durch das Schisma von uns getrennt sind, bilden gegen den vordringenden Islam einen starken Schutzwall, und dies zweifellos um so mehr, wenn sie sich einmal der römisch-katholischen Kirche angeschlossen haben werden.

Sind unsere Neger Wilde?

Wenn heutzutage ein Missionär nach Afrika geht, so wird er von vielen Leuten bedauert. Ginge er nach China, so würde er doch Menschen finden, die auf eine jahrtausendalte Kultur hinweisen können. Er hätte viele Anknüpfungspunkte in den verschiedensten Wissenschaften. Japan wäre in dieser Hinsicht natürlich noch besser. Auch in Indien lassen die Städte, die Häuser und Tempel auf eine hochstehende Kultur schließen. Die Indianer Amerikas stehen zwar hinter den genannten Völkern zurück, aber sie gelten doch als edel und wurden schon viel in der Literatur verherrlicht. Sie sind klug, erfindertisch und entfalten in den Dingen, die ihnen zum Leben nötig sind, ein Geschick, das wir bewundern müssen. An vielen interessantesten Erlebnissen würde es bei ihnen sicher nicht fehlen. Wer aber die Missionsarbeit unter den Schwarzen aufnehmen will, wird vielfach bedauert. Was kann es bei ihnen geben, das einen natürlich denkenden Menschen anziehen könnte? Sie wohnen in kleinen Hütten ohne Fenster, die aus Steinen und Lehm gebaut und mit Kuhmist überstrichen sind. Das Dach ist niedrig und besteht aus Stroh. Die Leute haben wenig oder keine Bildung, sie sind selber noch nie darauf gekommen, daß man schreiben könnte. Sie sprechen ein kaum zu erlernendes Kauderwelsch und haben darin Tonhebungen und -senkungen, die ein gewöhnlicher Mensch entweder gar nicht bemerkt, sicher aber nicht richtig nachmacht. Sie üben Zauberei und bringen Menschenopfer dar. Sie vergiften die Weißen und einander. Sie sind grob und ungebildet. — Es wäre leicht, den Leuten eine andere Ansicht und mehr Liebe für die Schwarzen beizubringen, wenn man einfach sagen könnte: „Das ist nicht wahr.“ Im großen und ganzen ist es aber wahr. Dürfen wir nun die Neger als Wilde bezeichnen? Ich glaube nicht. Wer auch nur kurze Zeit unter ihnen lebt, findet, daß sie alle, ob dem Körper nach erwachsen oder nicht, dem Geiste nach Kinder sind. Sie sind immer guter Dinge und singen für ihr Leben gern. Arbeit ohne Gesang,

ein Fest ohne Gesang, einen Marsch ohne Gesang, das gibt es bei ihnen nicht. Weil sie Kinder sind, kümmern sie sich auch nicht viel um die Zukunft. Sie sagen zwar immer, sie seien in Not, sie tun aber nichts, um sie zu beheben. Sie sorgen nicht viel für ihre Felder. Wächst etwas, dann essen sie; wächst nichts, dann hungern sie. Sie bauen keine Häuser wie wir, weil die Hütten gut genug und schnell gebaut sind. Sie brauchen wenig Kleidung, weil es auch so warm genug ist. Sie handeln ganz wie Kinder. Sie können aber erzogen werden. In der Schule merkt man, daß sie durchaus nicht dumm sind. Sie lernen

EL MUNDO PARA CRISTO

INFIELES 1.300 MILLONES

OCTUBRE 24 DIA UNIVERSAL DE MILLONES

ORACIONES LIMOSNAS INSCRIPCIONES EN LA PROPAGACION DE LA FE

Missionssonntag in baskischen Landen (Spanien). So sah das Werbeplakat des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung in der Diözese Vitoria aus. Die Basken haben eine missionarische Vergangenheit wie wenig andere Völker. Noch heute stellen sie einen Großteil der spanischen Missionäre in Fern-Osten, in Ozeanien, Südamerika. Auch der hl. Franz Xaver entstammte dem Baskenlande. (Fides-Foto.)

alles, wenn man es ihnen oft genug und klar genug erklärt. Langsam beginnen sie, bessere Häuser zu bauen, ihre Felder bestellen sie allmählich anders, sie lernen Handwerke. Was die Schwarzen brauchen, ist Zeit und Anleitung.

Den Weißen gegenüber, die es gut mit ihnen meinen, sind sie anhänglich, dankbar und hilfsbereit. Wenn sie einen solchen Weißen Gepäck oder sonst etwas tragen sehen, bieten sie sicher ihre Hilfe an. „Wir wollen dir helfen“, sagen sie. Unsere Schulkinder müssen auch etwas Handarbeit verrichten. Einmal arbeitete ich mit ihnen im Garten. Als die Zeit vorbei war, ließ ich sie fortgehen. Die Arbeit war aber noch nicht ganz beendet und so machte ich allein weiter. Zwei Buben sahen das, kehrten freiwillig um, nahmen Hacke und Schaufel und halfen, bis wir fertig waren. — Ein anderes Mal fuhr ich samstags um die Mittagszeit auf dem Fahrrad von Lydenburg nach Maria-Trost. Es war heiß. Zudem ging es bergauf und ich hatte

es eilig. An der Straße standen zwei Buben und grüßten. Kaum war ich vorbeigefahren, als sie mir nachliefen. Ich dachte, sie wollten sich ans Rad hängen. Das fehlte gerade noch. Ganz mißtrauisch schaute ich mich um. Da waren sie schon bei mir mit grinsenden Gesichtern. Ich wartete nur, bis ich spüren würde, daß sie sich anhängen, und wollte dann sogleich absteigen. Aber statt schwerer, ging es auf einmal leichter. Die Buben hatten gesehen, daß ich mich abmühte, und halfen jetzt schieben. Ich war fast stumm vor Staunen. Als wir oben waren, stieg ich doch ab und bedankte mich bei ihnen. Sie hatten eine riesige Freude, daß sie mir geholfen hatten.

Die Schwarzen sind Kinder, nicht Wilde. Als Kinder lassen sie sich erziehen, sind dankbar und einfach. Für einen Missionär, glaube ich, kann es keine schönere Aufgabe geben, als diese Kinder zu lehren, ihnen Fortschritte in irdischen Angelegenheiten, besonders aber Rettung für ihre Seele zu bringen. P. Alois Höfer.

Kleine Geschichten aus Glen-Cowie.

Etwas vom alten Paulus und seiner Hofe.

Dem Leser sei gesagt, daß Paulus ein Greis von mehr als hundert Jahren ist. Trotz seiner Blindheit und manch anderer Altersgebrechen ist er geistig noch ganz frisch und immer voll Humor. Als unsere Missionäre vor neun Jahren die Station Glen-Cowie eröffneten, da wollte auch unser guter Freund noch in seinen alten Tagen dem Heidentum Lebewohl sagen und ein Kind Gottes werden. Mit großer Aufopferung und Geduld machten sich sowohl der Missionär als auch Paulus an die Arbeit. Mehrere Jahre lang erhielt er jede Woche Unterricht im Katechismus. Nach langem Warten kam endlich der Tag der heiligen Taufe. Paulus konnte zu dieser heiligen Handlung jedoch nicht in die Kirche kommen, seine schwachen Beine versagten ihm den Dienst. Und so haben wir den Greis in seiner etwas abgelegenen Behausung aufgesucht, um ihm den mühevollen Weg zu ersparen. Paulus war überglücklich, als er den Priester kommen

hörte. Als aber der Priester daranging, die vorgeschriebenen Fragen an den Täufling zu richten, da wurde unser alter Freund traurig. Dreimal hatte ihn der Priester gefragt: „Paulus, glaubst du an Gott den allmächtigen Vater...“, glaubst du an Jesus Christus...“, glaubst du an den Heiligen Geist...?“ Wie konnte man denn noch an seinem Glauben zweifeln! Solch ein Mißtrauen war ihm zuviel. Unwillkürlich dachte ich an jene Stelle in der Bibel, die erzählt, wie der Heiland dreimal den heiligen Petrus fragte: „Petrus, liebst du mich?“ Ich erzählte das dem Paulus und er ließ sich dadurch wieder trösten und war zufrieden, als das Taufwasser seine Seele rein wusch. Er war nun der glücklichste Mensch auf Erden, und voller Freude begann er die umstehenden Heiden zu belehren.

Der Missionär hatte für Paulus aber nicht nur das Taufwasser gebracht, er hatte auch noch ein anderes Geschenk für ihn in Bereitschaft, nämlich eine Hofe. Bisher konnte Paulus seine Blöße nur mit einem

Stück Fell bedecken, jetzt aber bekam er eine Hose, wohl die erste in seinem Leben. Nun konnte er sich natürlich auch in der Öffentlichkeit sehen lassen, und als guter Katholik wollte er vor allem immer in die Kirche kommen. Da er nicht mehr gehen konnte, blieb nichts anderes übrig, als ihn zur Kirche zu fahren. An den Vorabenden der größeren Kirchenfeste holte ihn ein Missionsbruder mit dem Wagen ab. Selbstverständlich hat bei solchen Gelegenheiten unser Paulus seine Hose nie vergessen. Doch am letzten Osterfest kam Paulus in große Verlegenheit. Bruder Häring erschien am Karfreitag mit seinem Gespann vor dem Krat, um den Alten abzuholen. Paulus aber war in größter Aufregung. Was war denn geschehen? Er hatte gerade an diesem Tage seine einzige Hose seinem Sohne ausgeliehen, der einen wichtigen Gang zu machen hatte, und ohne Hose konnte Paulus am hochheiligen Osterfest unmöglich in der Kirche erscheinen. Bruder Häring wußte sich indes bald zu helfen. Er wickelte den Greis in eine alte Decke ein, lud ihn auf seinen Wagen und überließ das Weitere der Vorsehung. Und richtig, der Osterhase brachte unserem Paulus eine andere Hose. Paulus hat auch den festen Vorsatz gefaßt, dieselbe nicht mehr so schnell auszuleihen. Aber ich traue seinem guten Herzen nicht.

Die Hose als Zankapfel.

Immer dichter füllen sich die Räume unserer Schulen mit schwarzen Krausköpfen. Und noch viele andere möchten in die Schule kommen. Aber das hat seine Schwierigkeiten. Einmal braucht der Vater seinen Jungen zum Viehhüten, sodann ist die Ausrüstung für die Schule auch nicht leicht zu beschaffen. Die heidnische Jugend in unserer Umgebung ist es noch gewohnt, sich im Adamskostüm herumzutummeln, und in dieser Uniform finden sie im Schulhaus nicht so leicht Eingang. Daher ist die erste Ausrüstung für die Schule nicht etwa die Schreibtisch, sondern die Hose oder das Röcklein. Auf meinen Ritten zu den Außenschulen treffe ich immer Scharen von Kindern, die sich auf der Straße oder auf dem Felde herum-



Monophysiten in Abessinien.

Ein schismatischer abessinischer Priester am Eingang seiner Kirche. Seit die Abessinier im vierten Jahrhundert zum Christentum bekehrt wurden, haben sie ihre Verbindung mit der Alexandrinischen Kirche aufrechterhalten. So folgten sie auch der Koptischen Kirche von Alexandria in die monophysitische Irrlehre. Den Versuchen seiner Vorgänger, die Schismatiker wieder zur wahren Kirche zurückzuführen, schließt sich unser Heiliger Vater jetzt wiederum mit seiner Gebetsmeinung für den Jänner 1938 an.

(Fides-Foto.)

balgen. Wenn ich sie dann frage: „Ja, warum geht ihr denn nicht in die Schule?“, erhalte ich gewöhnlich als Antwort: „Ich habe keine Hose.“ Da gilt es nun, die Eltern zu überreden, daß sie ihrem hoffnungsvollen Jungen das so dringend gewünschte Kleidungsstück kaufen. Manchmal gelingt dieses Manöver. Es kommt dann nach ein paar Tagen der Vater mit seinem Buben auf die Missionsstation. Seine Augen verraten es, daß es gilt, einen wichtigen Handel abzuschließen: er will dem

Jungen eine Hose kaufen. Die Einkleidung ist bald geschehen, und noch schneller und stolzer als sie gekommen, gehen sie wieder nach Hause. Aber wer hätte gedacht, daß Neid und Eifersucht jetzt ihr böses Spiel treiben würden! Mit scheelen Augen wird der Hosenmann von seinen Geschwistern empfangen. Bald ist in der Familie der Krieg ausgebrochen. Auch die anderen Kinder möchten ihre schwarze Haut mit einer Hose schmücken. Es ist wirklich eine schwere Aufgabe, den ausgebrochenen Hosenstreit zu schlichten. Ein altes Familienhaupt fällt endlich ein geradezu salomonisches Urteil: ein jeder von den Buben darf an einem Tag in der Woche die Hose anziehen und damit einen Tag in die Schule gehen. Diese Entscheidung befriedigt die aufgeregten Gemüter, und jeder freut sich schon auf den Tag, an dem er in die Hose schlüpfen kann. Ob sie auch paßt, daran denkt für den Augenblick keiner von ihnen.

„Er ist auferstanden.“

Mit verweinten Augen kam am Palmsonntag einer unserer Schulbuben zum Pfarrer unserer Station. „Ja, was ist denn los, mein lieber Moïse, warum bist du heute so traurig?“, fragte der Vater. — „Mein Vater ist gestorben“, antwortete der Knabe, „und Mutter hat mich mit die-

ser Nachricht zu dir geschickt. Und du sollst den Vater auch holen lassen, wir möchten ihn gerne hier auf dem Friedhof begraben.“ Der Missionär versprach, gleich am nächsten Morgen einen Wagen zu schicken, um den Verstorbenen zu holen. Ich selbst hatte den verstorbenen Zacharias erst vor vier Monaten getauft und wunderte mich, daß er so schnell gestorben war. Noch vor Sonnenaufgang machte sich unser schwarzer Fuhrmann mit seinen Mauleseln auf den Weg, um die Leiche zu holen. Ein Missionsbruder arbeitete im Schweiß seines Angesichts, um in der kurzen Zeit noch einen Sarg zu machen. Die Trauergäste versammelten sich und warteten mit Ungeduld auf die Rückkehr des Wagens. Gegen drei Uhr nachmittags verkündete eine Staubwolke in der Ferne die Ankunft der Leiche. Aber zur größten Verwunderung aller kam der Fuhrmann mit leerem Wagen nach Hause. Im Nu war er von der Menge umdrängt und sollte auf ihr verwundertes Fragen Red' und Antwort stehen. Und seine Antwort lautete: „O tsogile“ — er ist wieder auferstanden. Mit dieser Antwort hatte er aber die Neugierde der Leute erst recht erregt und er mußte wohl oder übel ausführlicher berichten. Er erzählte: „Als ich mit meinem Wagen am Haus des Zacharias ankam, sah ich den Verstorbenen vor seiner Hütte



Erster Katechismusunterricht.

Abessinier aus Emdebar im Garnageland, Knaben und alte Krieger, werden von einem französischen Kapuziner in die Glaubenswahrheiten eingeführt. Die Kapuziner wirken in diesem Teil Abessinien seit hundert Jahren. (Fides-Foto.)

sitzen und behaglich das Pfeifchen rauchen, und die anderen Leute sagten mir, er sei vom Tode wieder auferstanden. Und Zacharias wollte von einem Begräbnis durchaus nichts wissen und so bin ich mit dem leeren Wagen eben wieder nach Hause gefahren!“

Das Rätsel dieser Auferstehung ist bis heute noch nicht geklärt. Wir vermuten, daß man Zacharias durch ein Giftränkelein zum Sterben zwingen wollte, die Dosis war aber zu schwach und so ist der Scheintote wieder zum Leben gekommen. Seinen Feinden zum Trost ist er jedoch drei Wochen später wirklich gestorben. Der zweite Trank hatte einen besseren Erfolg gehabt und wir erlebten dieses Mal keine Auferstehung mehr. Vielleicht wird uns Zacharias bei der allgemeinen Auferstehung am Jüngsten Tag etwas mehr von

seiner ersten geheimnisvollen Auferstehung berichten können.

Das weise Urteil eines Häuptlings.

In Tirol habe ich einmal ein sehr lehrreiches Bild gesehen. Zwei Bauern streiten sich um eine Kuh, geraten sich in der Hitze des Streites gegenseitig in die Haare und unterdessen melkt ein Advokat in aller Gemütsruhe ihre Kuh aus. Das Bild sollte wohl prozeßlüchtigen Leuten zur Warnung dienen. In unsern Regerdörfern hier sollte man auch ähnliche Bilder aufhängen. Zur Bestätigung ein ganz kurzes Geschichtlein. Zwei Männer stritten sich um eine Kuh und zwei Kälber. Weil sie in ihrem Streit nicht einig werden konnten, wollten sie endlich die Sache durch ihren Häuptling entscheiden lassen. Am



Anschauungsunterricht bei Kindern. Kinderstunde in der katholischen Mission von Anchu, Korea. Vater George Carroll aus City Island (New-York), ein Maryknoll-Missionar, lehrt den Katechismus mit Hilfe von Bildern. Das Buch wurde eigens zu diesem Zweck hergestellt und enthält in Bildern die Hauptpunkte der katholischen Lehre und Szenen aus dem Alten und Neuen Testament. (Fides-Foto.)

festgesetzten Tag erschienen sie vor dem Richterstuhl ihres Oberhauptes. In aller Ruhe hörte der Häuptling eine volle Stunde ihrem Wortgefecht zu und fällte dann das entscheidende Urteil: jeder bekam ein Kalb, während der Häuptling die Kuh für sich selbst in Anspruch nahm. Mit diesem einfachen Urteil war der lange Streit endlich entschieden. Befriedigt oder nicht befriedigt, die streitenden Parteien

mußten zum bösen Spiel gute Miene machen, wollten sie nicht auch noch die Kalber verlieren. Ich bin auch überzeugt, daß sie sich die Moral von dieser Geschichte gut zu Herzen nahmen und wohl nicht mehr so schnell einen ähnlichen Streit vor ihr Stammeshaupt zur Entscheidung bringen werden, denn auch der Neger kennt das Sprichwort: Durch Schaden wird man klug. P. Richard Sabicher.

Blauderei aus Südafrika.

Dr. A. Cagol.

Kürzlich ereignete sich zu Johannesburg folgender Vorfall: Eine eingeborene Frau litt an heftigen inneren Schmerzen. Der herbeigerufene Arzt stellte Blinddarmentzündung fest und ordnete eine Operation an. Der Mann der Kranken er-

kündigte sich nach den Kosten und war höchlich erstaunt über den hohen Preis. Alsdann fragte er, was für eine Krankheit das sei und wie eine solche Operation ausgeführt werde.

Nach einiger Zeit vernahm der weiße Herr des schwarzen Ehepaares klagliche Wehrufe, die aus dessen Bohnhütte drangen. Er eilte hin und fand die kranke Frau am Boden liegend, und zwar so fest gebunden, daß sie sich nicht rühren konnte. Ihr Mann hatte soeben die Operation an ihr vollzogen, und zwar mit einem Taschenmesser! Er hatte den Blinddarm entfernt und die Wunde mit einem Rosschweifhaar vernäht.

Sein Herr, der üble Folgen einer solchen Rosskur befürchtete, rief sogleich den Arzt herbei und teilte ihm den Fall mit. Dieser untersuchte die Kranke, mußte aber erklären, daß alles in Ordnung sei. In der Tat war die Frau nach Verlauf einer Woche wieder auf den Beinen und versah ihre Arbeit wie zuvor. Ihr Mann erklärte, es wäre ihm unmöglich gewesen, eine so teure Operation zu bezahlen, weshalb er sie selbst ausgeführt habe.

*

Es war vor elf Jahren, in der Nacht vom 17. auf den 18. März 1927, daß unser Apostolischer Präfekt Msgr. Moïse Mohn in Witbank, dem ersten Orte in der Präfektur, ankam. Er hielt sich nur wenige Tage auf und fuhr nach Lydenburg, seinem gewöhnlichen Wohnsitz, weiter.

Als Msgr. Mohn später wieder einmal nach Witbank kam, es war 1929, machten



Wir drei passen doch großartig zusammen, nicht wahr? (Zur Umschau Seite 10.) (Kongr.-Arch.)

Beim Bau eines Lebensmittellagers inmitten von Schnee und Eis.

Um Lebensmittel lagern und aufbewahren zu können, sind die Oblatenmissionäre im hohen Norden gezwungen, Depots aus Stein herzustellen. Einer der Missionäre, die hier am Werk sind, P. Clabaut, ist mittlerweile Bischof geworden.

(Fides-Foto.)



wir einen Abstecher nach der 22 Kilometer entfernten Kohlenzeche Kromdraai, um dort einen geeigneten Platz für eine Eingeborenenerschule ausfindig zu machen. Die hiesigen Dominikanerinnen liehen uns freundlich ihr Automobil und ein junger Katholik sprang bereitwillig als dessen Lenker ein. Die Schwestern hatten den Kraftwagen zu Beginn des Jahres gekauft und an seinem Borderteil eine kleine Metallstatue des hl. Christoph, des Schutzheiligen dieser modernen Beförderungsmittel, angebracht.

Alles ging gut. Wir legten die Strecke in dreiviertel Stunden zurück, fanden aber leider nicht den Betriebsleiter anwesend, weshalb die Sache nicht endgültig geregelt werden konnte.

Auf der Rückfahrt wollte unser Lenker einen andern Weg benutzen. Wir mochten darauf sechs Kilometer zurückgelegt haben, als wir auf abschüssiger Bahn vor uns eine Wasserlache gewahrten, wie solche sich häufig genug nach reichlichem Regenfalle an tiefen Stellen bilden. Wir fuhren also hinein. Allein das Wasser stieg immer höher am Wagen oder besser, dieser ging immer tiefer ins Wasser hinein. Schließlich war das Laufbrett handbreit bedeckt, als der Wagen plötzlich stillhielt und für alle Lockungen von Hebeln

und Handgriffen unempfindlich blieb. Wir fragten den jungen Mann, ob wir ganz festsaßen, doch er hüllte sich in geheimnisvolles Schweigen. Ich fand dieses Schweigen vielsagend und begann, mich der Fußbekleidung zu entledigen. Inzwischen ging Jack, unser Lenker, der sich bereits baczufuß gemacht hatte, auf dem Laufbrett nach vorn und schlug den Schutzdeckel der Maschine zurück, um nach der Ursache des Festfizens zu forschen. Dabei stieß er die Statue des Schutzheiligen ab, der wie ein Sinnbild der Hoffnungslosigkeit im trüben Wasser versank, doch wieder herausgefischt wurde.

Es leuchtete bald allen ein, daß wir festsaßen und daß die Maschine beharrlich bockte. Bald gab es mehr bloße Füße und Baden und dann wurde das ruhig gewordene Auto nach bewährter Methode geschoben. Am Trockenen angelangt, wurden die Wiederbelebungsversuche an der Maschine erneuert, doch vergeblich; sie, die an stärkeren Stoff gewöhnt war, hatte offenbar zuviel Wasser geschluckt. In etwa 800 Meter Entfernung winkte ein einfaches Farmhaus; das konnte uns vielleicht Hilfe bieten. Es war das beste, den Kraftwagen bis dorthin zu schieben, was mit vereinten Kräften geschah.

Die Farmer im Transvaal sind sehr

hilfsbereit und gastfreundlich. Sogleich kam der Mann herbei und half unserem Lenker bei dessen Wiederbelebungsversuchen an der Maschine. Da alle Mühe erfolglos blieb, telephonierte er nach Witbank und berief einen Mechaniker. Dieser kam nach einiger Zeit angerast. Unter seinen kundigen Händen spie die Maschine bald das geschluckte Wasser aus und war wieder arbeitsfähig und =willig.



Kinderhilfswerk in China.

Luxemburger Franziskanerinnen nehmen sich der verlassenen Kinder in den Städten der südlichen Provinz Hunan an. Im ganzen betreuen die katholischen Schwestern in China 389 Waisenhäuser, 26.000 Waisen- und Findelkinder stehen unter ihrer Obhut. (Fides-Foto.)

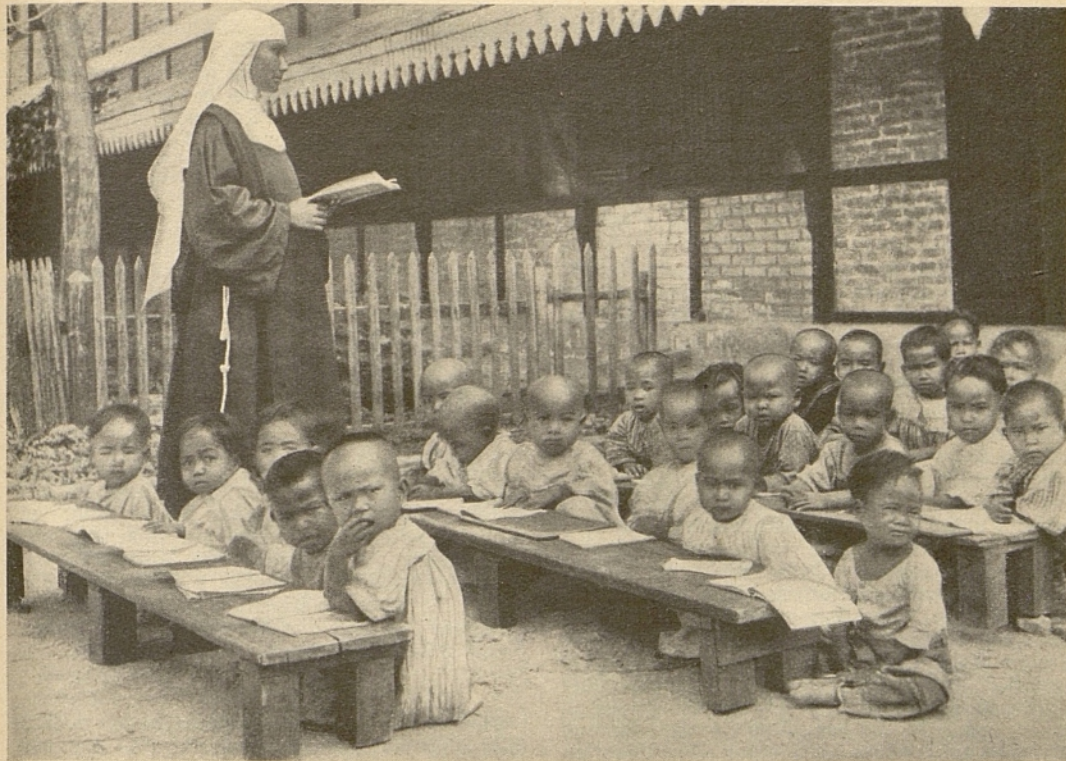
Etwas über 25 Jahre war Livingstone am Zambesi die Hauptstadt von Nord-Rhodesien. Lange schon war der Wunsch nach Verlegung der Hauptstadt geäußert worden, denn Livingstone ist ungesund und es liegt an der äußersten Südgrenze des ausgedehnten Gebietes. Die Wahl fiel auf das hochgelegene Lusaka und zu Beginn 1932 wurde mit dem Aufbau der neuen Hauptstadt begonnen.

Als die Werkleute am Hause des Gouverneurs, das 43.000 Pfund Sterling kostete und 50 Räume enthält, das Richtfest begehen wollten, zeigte es sich, daß der Gouverneur (Sir Hubert Young), von dem sie den herkömmlichen Richttrunk erwarteten, abwesend war. Gute alte Sitten soll man nicht abkommen lassen, weshalb der Bauführer ein Telegramm an den Gouverneur abfaßte und es zum Postamt schickte. Die Drahtnachricht lautete: „Flagge auf Ihrer neuen Wohnung wehend. Bauleute sehr trocken. Was tun?“ Die Postbeamtin war wie vom Donner gerührt ob der Kühnheit der Depesche. Sie übergab sie dem Postmeister, dieser schickte sie zu einem höheren Postbeamten, dieser händigte sie dem Generalpostmeister selbst ein. Konnte man das Telegramm an den hochmögenden Gouverneur absenden? Diese schwierige Frage wurde während der nächsten 24 Stunden überlegt. Schließlich gab der Generalpostmeister die Absendung frei, schickte aber ein Begleittelegramm mit, das in ehrerbietigerer Form abgefaßt war. Unverzüglich traf die Rückantwort vom Adjutanten des Gouverneurs ein, die lautete: „Da Flagge nun auf Gouverneurs Haus gehißt, bitte notwendige Schritte zu tun, daß Trockenheit unter Bauleuten gemildert werde, auf Kosten Sr. Erzellenz, und Glückwünsche von Sr. Erzellenz.“

Umschau.

Glen-Cowie (Lydenburg, Transvaal.) Bruder Oberstaller schreibt: „Ich bin jetzt wieder in Glen-Cowie; Kochlöffel und Pflug wechseln sich bei mir ab. In Middelburg führt nun eine Weibsperson das Regiment in der Küche und ich bin wieder mit landwirtschaftlichen Interessen beschäftigt. Die vergangene Regenzeit war dies-

mal reichlich naß, so sind die Wasserquellen stark und unsere Dämme immer voll. Wir haben viel Weizen angebaut, wenn Gott ein gutes Gedeihen gibt, könnten wir über 400 Säcke bekommen, aber das ist eben das Leidige hier, daß man mit der Ernte so unsicher daran ist. Die Maisernte, die wir eingeheimst haben, ist nicht



Im Kindergarten von Mandalay. Der Kindergarten gehört zu einer katholischen Schule in Nord-Birma. In Mandalay und den Außenstationen werden die katholischen Schulen von 4000 Schülern besucht. (Fides-Foto.)

befriedigend. Was besonders hier in Glen-Cowie verhältnismäßig billig ist, ist das Häuserbauen, aber es wird halt nie fertig; sowohl auf der Station selbst als außen herum ist immer wieder zu bauen. Vor kurzem haben wir 35.000 Ziegel gemacht. Wir hatten einen sehr günstigen Platz, gerade die richtige Erde und das Wasser daneben, so sind wir im Tag auf 3500 bis 4000 gekommen. Es würde das Tausend in deutschem Gelde ungefähr auf 10 bis 12 Mark kommen. Maurer haben wir hier auch. Bruder Stengel ist Wandermaurer, muß also von einem Ort zum andern; ferner ist Bruder Poznic hier und Bruder Brand kann es auch. Was die Bauten wieder teuer macht, ist das Holz für den Dachstuhl und das Wellblech für das Dach. Das hiesige Holz ist nicht geeignet, da es in kurzer Zeit von den Würmern und Ameisen zerfressen wird. Sonst ist noch Bruder Eigner hier als Gärtner und Bruder Häring als Helfer in der Landwirtschaft. Mir gefällt es hier in Afrika sehr gut, ich bin auch sehr gesund. Das können Sie aus beiliegender Photographie ersehen. Da war ich eben von Mittelburg zurückgekehrt, wo sich sogar ein bißchen Speck angefetzt hatte, der hier wieder nach und nach zerfließen wird. Wir drei passen aber doch großartig zusammen, nicht

wahr? Mit vielen Grüßen verbleibe ich Ihr ergebenster Mitbruder Gottfr. Oberstaller."

Der fliegende Vater teilt mit:

18.000 Kilometer Missionsflug.

18.000 Kilometer Missionsflug sind das Leistungsergebnis der Sommerkampagne 1937 des „fliegenden Vaters“ Paul Schulte, O. M. I., an der kanadischen Hudsonbay. Ein durchaus beachtliches Ergebnis. Die zurückgelegte Entfernung kommt schon dem halben Erdumfang nahe.

*

Die Bezeichnung Hudsonbucht erfordert eine Klarstellung. Wer den Globus zur Hand nimmt und Vergleiche anstellt, wird finden, daß diese „Bucht“ weit größer ist als die Ostsee. Und daß sie an Küstenausdehnung etwa dem Mittelländischen Meer gleicht. Und wenn sie auch nicht so sonnig ist wie dieses, so begreift man doch, welch ausgedehntes Bistum dem Apostolischen Vikar der Hudsonbay anvertraut ist. Und welche Entfernungen dieser „Bischof des Nordpols“ zurückzulegen hat. Der nördliche Polarkreis durchschneidet das Bistum unterhalb seines oberen

Drittels. Und verläuft doch dieser Nordpolar-kreis noch 700 Kilometer südlich der nördlich-
sten Missionsstation des Bistums Hudsonbay.

Noch eine Bemerkung zum Klima des Landes:

Hier geht kein Golfstrom vorbei und läßt die Küste aufgrünen wie in Südgrönland. Hier münden nur die Eisströme vom Pol her und aus den vergletscherten Fjorden des Nordens. Daher denn diese „Bucht“, die ein Meer für sich darstellt, drei Viertel des Jahres fast völlig vereist ist. Das hat zur Folge, daß die Gestade der Hudsonbucht ein Klima aufweisen, das im großen und ganzen mit dem Klima Sibiriens übereinstimmt.

Dem entsprechen die Entbehrungen der Missionäre Nordkanadas. Allein die heroischen Entbehrungen der „Grauen Schwestern“ Kanadas füllen ein ganzes Buch. Ihre Station Fort Providence bestand bereits 26 Jahre, als die Provinzialoberin Mutter Stubinger in ihren Bericht schrieb: „Was man hier sieht, ist herzerreißend und erhebend zugleich.“ Und sie schildert die Kost der Schwestern: Morgens Fisch und Kartoffeln, mittags Fisch und Kartoffeln, abends Fisch und Kartoffeln. Und keine Änderung Tag um Tag. Nur an den höchsten Feiertagen etwas Reis, gedörrte Äpfel oder wilde Beeren. Kein Fleisch. Das Wild hatte die Gegend verlassen. Und auch der Fisch wurde knapp. Man mußte 40 Meilen weit reisen, um Fangplätze zu haben, und hätte für den Winter einiger tausend Fische bedurft. Man hatte einen Gemüsegarten angelegt. Er wurde von Heuschrecken überfallen. Und obwohl man alle erdenklichen Mittel in Anwendung brachte, so war doch nach Verlauf einer Woche alles vernichtet, was man mit so viel Mühe herangezogen hatte. „Mein Herz ist voll Sorge Tag um Tag“, schrieb sie, „wenn ich sehe, daß unsere armen Schwestern nicht das Notwendigste zum Leben haben.“ Nach Montreal zurückgekehrt, sah man sie im Refektorium mehr denn einmal weinen, weil ihr die Sorge um ihre Schwestern im fernen Norden nachging.

Die ersten Entbehrungen waren noch ärger gewesen. „Wir haben dem Mutterhaus nichts davon geschrieben“, sagte eine der damaligen Schwestern mit ruhigem Lächeln. „Denn wir fürchteten, man würde uns zurückrufen.“

„Als das erste Missionsflugzeug droben im Norden erschien, weinten die Schwestern vor Freude“, berichtet unser fliegender Vater.

Die diesjährigen Flüge Pater Schultes führten weit nach Norden. Ausgangspunkt war Churchill, der Sitz des Bischofs Turquetil, gelegen an der mittleren Hudsonbay. Das Hudsonmeer wurde in seiner ganzen Ausdehnung besoglen, d. h. bis zur nördlichen Ausmündung bei Chesterfield-Inlet. Und damit noch nicht genug, ging einer der Flüge bis hinauf zur Repulsebay, das ist noch 100 Kilometer nördlich des Nordpolar-kreises, etwa am Südrand der Halbinsel Boothia, die den magnetischen Nordpol trägt.

Transportiert wurden Missionäre, Kranke, Lebensmittel, Medikamente. Zu den denkwürdigsten Flügen werden jene gehören, die anlässlich der jüngsten Bischofsweihe des hohen Nordens stattfanden. Bischof Turquetil ist hochbetagt. Er hat einen Koadjutor-Bischof erhalten, einen seiner kühnsten Mitarbeiter, den Pater Clabaut, O. M. I. Pater Schulte brachte den erwählten Bischof zum Weiheort; brachte ebendahin auch die an der Feier teilnehmenden Bischöfe Erz. Yolle, Sinnot, Bregmat, Lajeunesse und Turquetil. Es wurden über 450 Kilometer Reifweg zurückgelegt, die teilweise über die endlosen Einöden der Barren Lands hinweggingen.

Einer der Missionäre, Pater Henri, wurde sogar aus dem hohen Norden, der schon genannten Repulsebay, geholt.

Pater Schultes Flugzeug ist inzwischen auch mit einem Sender für drahtlose Telephonie ausgerüstet worden. Das setzte ihn instand, auf nicht zu weite Entfernungen mit Bodenstationen zu sprechen. Auch konnte die Fahrt des Missions-Motorschiffes „Maria Franziska Theresia“, die durch die Eisfelder des Hudsonmeeres ging, von der Luft aus den notwendigen Lotsendienst gestellt bekommen.

Eine denkwürdige Flugepisode verdient ebenfalls hier festgehalten zu werden:

Als Pater Schulte in Mistake Bay landete, um seinen Benzinvorrat zu erneuern, bekam er Nachricht, daß ein Kind daselbst erkrankt und daß ein ärztlicher Eingriff dringend notwendig sei. Sofort stieg der Pater wieder auf und flog Chesterfield-Inlet an, wo ein Arzt stationiert ist. Da dieser inzwischen westlich nach Baker Lake gereist war, so wurde dieses angeschlossen und der Arzt 200 Meilen weiter angetrossen und alsdann zum Kranken gebracht. Man schritt sogleich zur Operation und konnte noch rechtzeitig helfen. Der kleine Patient ist inzwischen, zur Freude aller Beteiligten, wieder genesen.

Das Interesse für den deutschen Fliegerpater ist nicht nur in Kanada, sondern auch in den Vereinigten Staaten lebendig. Daher arbeitet der Vater zur Zeit an der letzten Glättung eines Filmes, der in den Staaten — und wir hoffen, auch bei uns — diese modernste und so sympathische deutsche Art der Missionshilfe in bildlichem Geschehen zeigen wird.

Bei einer der dazu notwendigen Fahrten hatte der Vater in diesen Tagen einen Unfall zu bestehen:

Sein Wagen geriet auf New Yorker Gebiet durch Kurzschluß plötzlich in Brand. Wie durch ein Wunder blieben jomohl der Vater wie auch der Fahrer unverletzt. Der Wagen verbrannte völlig. Gewiß werden alle Freunde des Paters mit ihm der Vorsehung für diese Rettung Dank zu sagen wissen.

D. F.

Mota Sahab.*

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien.

Von Johann Baptist Müller, S. J.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Augenblicke höre ich auch schon den Messerhelden in der Schulveranda einen andern Schüler anfangen: „Wo ist der Priester? Ich töte ihn. Er muß sterben! Wo ist er?“ — Ein erschrockenes: „Ich weiß es nicht“, ist die Antwort.

Dann rast der Unhold durch die Steinveranda am verschlossenen Speisezimmer vorbei zu den unteren Schulräumen, dann wieder zurück und durch einen Seitengang zum hinteren Ausgang, immer die Worte feuchend: „Oh, ich muß ihn kriegen, ich mache ihn kalt, ich töte ihn!“

Vom Hinterhause, von der Küche her vernehme ich noch etwas erregtes, aber undeutliches Reden, — und dann ist es still. Offenbar ist der Mordlustige abgezogen.

Schnell rufe ich meinen Koch herbei und gebe ihm die Weisung, dem Manne gleich nachzugehen, sich nach dessen Namen und Wohnung zu erkundigen und dann schleunigst den Polizeireisenden zu mir zu bestellen.

Bereits nach einer halben Stunde war der Inspektor, ein katholischer Engländer, zur Stelle. Ich erzählte ihm den ganzen Vorfall und bat ihn, zu dem Schuldigen hinzugehen, um nähere Einzelheiten von ihm zu erfahren.

Mit Spannung wartete ich auf die Rück-

kehr des Inspektors. Es dauerte nicht lange, da war er schon wieder da.

„Nun, was gab's, Herr Inspektor, wer ist es? Wie heißt er?“

„Mein lieber Vater“, gab er in allem Ernst zur Antwort, „heute haben Sie aber Glück gehabt! Der Himmel hat Sie sichtlich beschützt, denn um Haarsbreite sind Sie dem Tod durch Mörderhand entronnen. Der Mann ist ein Engländer, Methodist und Zugführer und heißt Smith. Er hat mir offen gestanden, er hätte Sie niedergestochen und zermazelt, wenn er Sie gefunden hätte. Er war offenbar angetrunken und voll rasender Wut gegen Sie. Im Bahnhof-Restaurant haben nichtsnutzige Kollegen ihm den schauerlichsten Unsinn über Ihre Predigten erzählt und beteuert, Sie müßten um jeden Preis aus dem Wege geräumt werden. Hernach haben sie ihm eingeredet, er sei der rechte Mann, diese Tat zu vollbringen, haben ihn mit noch mehr Whisky und empörenden Reden aufgestacheln und ihn so zum Mord angetrieben. Flugs ist er dann in die Bahnhofsküche hinein, hat sich das Fleischermesser geholt und ist darauf zur Ausführung der Tat hierher gerannt. Gott sei Dank, es ist noch alles gut gegangen! Aber dem bedauernswerten Smith wird sein mörderischer Auftritt teuer zu stehen kommen. Wenn Sie mich beauftragen, werde ich für Sie die Anklage gegen Smith

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

Buddhistisches Felsenkloster.

Wie ein Nest, aber solid hineingebaut in die Falte der Felswand am Siningflusse, so stellt sich das Buddhistenkloster im Westen der chinesischen Provinz Kansu dar. Diese Klöster geben dem Buddhismus einen starken Rückhalt. Sie mögen wohl dazu beigetragen haben, dieser Religion bis heute ihre Lebensfähigkeit zu erhalten.

(Fides-Foto.)



formulieren und ans Provinzialgericht in Jalgaon weiterleiten."

"Selbstverständlich ist mir das sehr erwünscht. Es muß einmal ein ernüchterndes Beispiel aufgestellt werden, damit das gottlose Gefindel hier zu heilsamer Besinnung kommt und lernt, daß es noch Strafgesetze gibt."

Vier Wochen später kam der Fall am Provinzialgericht in Jalgaon zur Verhandlung. Nachdem der genaue Polizeibericht verlesen war, wurden die Zeugen, die beiden Schüler und mein Koch, verhört. Dann wurde der Angeklagte, Mr. Smith, der ganz zerknirscht und beschämt da stand, zu seiner Äußerung zur Anklage und zu den Angaben der Zeugen aufgefordert. Er war zu allem geständig, und schluchzend bekannte er sich schuldig und bat mich um Verzeihung. — Das Urteil lautete auf sechs Monate schweren Gefängnisses. Darauf gestattete mir der Richter, einen etwaigen Wunsch meinerseits auszusprechen. Das tat ich denn auch kurz und sagte: „Aus Mitleid mit dem Angeklagten und seiner armen Familie und in Anbetracht seines ehrlichen Geständnisses und seiner reumütigen Gesinnung und Abbitte ersuche ich Euer Gnaden recht inständig, dem Verurteilten die schwere Strafe zu erlassen und dieselbe in eine kleine Geldbuße für die Armen umzuwandeln.“ Daraufhin sagte der Richter zu und verurteilte den Angeklagten zu einer Geldbuße von 50 Rupien.

Dem Mr. Smith aber rannen die heißen Tränen herunter. Er fiel mir zu Füßen und dankte mir. Er wußte sehr wohl, wieviel er mir zu verdanken hatte. Ohne meine Fürsprache für ihn hätte er nicht nur ins Gefängnis gemußt, sondern er hätte auch seine Stelle an der Bahn verloren, und er mit seiner Familie hätten auf der Strafe gesessen.

Der Fall war für ihn und andere eine gute Lektion, und mein Verhalten gegen ihn hat mir in der Station nur genützt.

Zwei Revolvertüthen.

Auch ein anderes Mal hat die Vorsehung gütig über mir gewaltet. Es war an einem Sonntagabend. Ich hatte mich soeben in die Sakristei begeben, um die Abendpredigt und Andacht zu halten. Da tritt ganz bestürzt und verstört mein Sakristan zu mir und leucht mir entsetzt entgegen: „Oh — Swami!"

„Nun, was ist denn los? — Ist was passiert?"

„O Swami, es sind zwei Mörder in der Kirche!"

„Was du sagst, Anton, zwei Mörder? — Sind sie schon am Morden?"

„Nein, noch nicht, Swami."

„Nun, dann ist's ja nicht so schlimm, die wollen vielleicht mal eine Predigt hören und sich dann bekehren!"

„O nein, Swami, sie wollen einen töten!"

„So? — Wen denn?"

„O Swami, — dich selbst wollen sie töten! Dich wollen sie auf der Kanzel erschießen!"

„So? — Woher weißt du das?"

„Herr N. hat mir's gerade als ganz sicher mitgeteilt, um dich zu warnen. Er sagt, sie hätten geladene Revolver in der Tasche, um dich auf der Kanzel niederzuknallen!"

„Gut, Anton — ist alles fertig?"

„Ja, Swami, es wird gleich schlagen."

Auf Herrn N. konnte ich mich verlassen. Er wußte immer Bescheid. Ich überlegte noch schnell, was ich auf der Kanzel sagen wollte, empfahl mich Gott und schritt zum Altar. Eine gewisse Beklemmung überfiel mich doch. Aber nach dem Heiliggeistlied und einem kurzen Gebet am Fuße des Altars war sie gewichen, und mit sicherer Zuversicht bestieg ich festen Schrittes die Kanzel.

Nachdem ich kurz die Reihen mit meinem Blick durchmustert, fing ich ruhig und bestimmt an: „Meine lieben Christen! Statt meiner für heute abend bestimmten Predigt muß ich leider etwas anderes verkünden. Es sind, wie mir fest versichert wurde, zwei Mordgesellen mit geladenen Revolvern hier unter euch in der Kirche, die eigens gekommen sind, um mich, euern Seelsorger, hier auf der Kanzel zu erschießen.“ — Eine große Unruhe ging bei diesen Worten durch die Kirche, entsetzt schauten alle einander an und blickten forschend umher und flüsterten mir zueinander, flink sprangen einige kräftige Männer aus den Bänken und besetzten den offenen Haupteingang und die Seitentüre, während andere sich in wachsame Postur stellten. Es fiel kein Schuß. Aber ich sah zwei unbekannte Kerle da unten, die auffallend verlegen dreinschauten. Und nun, da es etwas ruhiger geworden, fuhr ich in festem Tone fort: „Nun, ihr zwei Mordgesellen, wer immer ihr sein möget, die ihr gekommen seid, einen hilflosen Priester auf der Kanzel, wo er sich nicht wehren kann, meuchlings zu erschießen, — ihr meintet wohl, damit eine Heldentat zu verüben; aber das solltet ihr doch wissen, so etwas ist keine Heldentat, sondern eine ganz erbärmliche Feigheit! Wenn ihr noch ein wenig Mut habt, wohlau, so knallt doch los! Hier ist meine Brust, — sie ist breit genug, — ihr könnt sie kaum verfehlen! Nur los! Ich habe nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen, — und ihr habt nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren!" — und dann hielt ich eine „Mordspredigt" für die beiden über das Verbrechen des Mordes an einem Menschen, an einem Priester Gottes, an geweihter Stätte und über die Folgen des Mordes für die Mörder. — Da hätte man die Gesichter der Zuhörer sehen sollen! — Dann folgte die Andacht. Aber auch da fiel kein Schuß!

Ich war schon zu meiner Wohnung hinaufgegangen und hatte mich umgekleidet. Da kam der Sakristan und meldete mir, es seien noch zwei fremde Jungmänner in der Kirche, die beichten wollten. So ging ich denn wieder hin-

Tempeltauben.

Gleich dem St.-Markusplatz in Venedig sind auch die Straßen und Plätze um die japanischen Tempelschreine von Tauben umschwärmt, die von den Besuchern gefüttert werden. Kleine Packungen mit gekochten Sojabohnen werden von den Händlern dort feilgeboten.

(Fides-Foto.)



unter und hörte die Beichte der Fremden. — Nun wußte ich genau Bescheid und konnte Gott nur danken.

Aus diesen zwei deutlich genug sprechenden Fällen geht klar hervor, wie die Hölle nicht ruhte und alles aufbot, mich einzuschüchtern, mundtot zu machen und mir die Säuberungsarbeit zu erschweren oder mich sie gar aufgeben zu lassen. Da stand ich die ersten Jahre als Zielscheibe zwischen so vielen Feuern, und manchmal war es arg genug, um mutlos zu werden. Was mich einzig und allein im Kampfe gegen das Böse tröstete und ermunterte, das war mein gutes Gewissen, mein göttlicher Meister im allerheiligsten Sakrament und die handgreifliche Tatsache, daß das Gute sich siegreich durchsetzte. Nach vier Jahren apostolischen Ringens und Durchhaltens war meine Pfarrei ganz dem heiligsten Herzen Jesu gewonnen und geweiht, blühte in ihr frisches katholisches Leben, war jeder erste Freitag des Monats ein Hochfest und hieß es allgemein, man kenne die Station nicht mehr wieder.

9. Das „böse Auge“.

Nicht nur gegen den Priester, sondern auch bei den Pfarrkindern unter sich, besonders bei den ganz ungebildeten, wie den Madraßis, zeigten sich zuweilen wilde Elemente. In einigen Fällen von bitteren Feindschaften und Ehezerrwürnissen kam es vor, daß man von Verhöhnung absolut nichts wissen wollte und man tatsächlich versuchte, den Gegner oder den verhassten Eheteil durch Vergiftung aus dem Wege zu räumen. Überhaupt spielt Vergiftung als Rachemittel eine große Rolle in Indien.

Ganz besonders aber suchen sich die im uralten, unheilvollen Aberglauben verstrickten

Indier, als ob vom übelwollenden, neidischen oder lüsternen Blicke eines Menschen eine schaden- oder verderbenbringende Kraft ausgehe, an solchen Personen durch Vergiftung zu rächen, die im Verdachte stehen, durch ihren Blick, d. i. „böses Auge“, Unglück, Krankheit oder Tod in ihrer Familie verursacht zu haben. — Mit einem solch traurigen Fall mußte ich auch einmal Bekanntschaft machen.

Zu später Nachtstunde wurde ich einmal zu einer Madraßi-Hütte gerufen. Dort sei ein junger Madraßi am Sterben. Als ich eintraf, sah ich im matten Kerzenlicht den jungen Mann sich in Krämpfen und Schmerzen windend auf dem Boden liegen. Er war bereits bewußtlos, stöhnte furchtbar, knirschte mit den Zähnen, zog jeden Augenblick die Knie hoch und hielt die Hände fest verkrampft über der Brust. Ihm gegenüber hockten gegen die Lehmwand gelehnt weinend und betend seine junge brave Frau und deren Eltern. Nachdem ich die Sterbegebete beendet, erzählte mir die Frau unter Tränen, ihr Mann sei tags zuvor von einem Freunde, dessen jüngstes Kind vor kurzem plöblich gestorben sei, sehr eindringlich zum Abendessen eingeladen worden, und seit dem Morgen habe er sich so unwohl gefühlt, daß er nicht zur Arbeit habe gehen können. Gegen Abend sei es aber immer schlimmer geworden, er habe schreckliche Krämpfe bekommen und bald das Bewußtsein verloren. Weil aber ihr Mann das Kind so gern gehabt habe, so hätten sie starken Verdacht, der Freund habe ihn wegen des „bösen Auges“ vergiftet. — Ich dachte bei mir: „Da magst du recht haben“, denn aller Anschein sprach dafür. Der arme Mann starb noch in derselben Nacht — in aller Wahrscheinlichkeit als Opfer des Aberglaubens an das „böse Auge“.

Als Beleg für diesen landläufigen und verhängnisvollen Aberglauben in Indien will ich einen ganz ähnlichen Fall anführen, der vor achtzig Jahren in ganz Indien großes Aufsehen erregte.

Ein hoher englischer Beamter, der einen ausgedehnten Bezirk in Nordindien verwaltete und wegen seiner Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe von all seinen Untertanen hochgeschätzt war, verschwand plötzlich auf geheimnisvolle Weise. Überall wurde nach ihm geforscht, alle Teiche und Brunnen wurden durchsucht, nach allen Bahnstationen und Seehäfen des indischen Reiches flogen Telegramme — aber von dem Vermißten fand sich keine Spur. Er blieb verschollen. Seine Pferde, Fahrzeuge und Jagdgewehre wurden verkauft und sein Haus blieb leer stehen.

Mit der Untersuchung des eigentümlichen Falles wurde ein tüchtiger Polizeibeamter beauftragt, der auch gleich an den Ort zog, das leerstehende Wohnhaus des Verschwindenden vom indischen Besitzer mietete und die jetzt herrenlose Dienerschaft klugerweise beibehielt. Von diesen Dienern konnte er jedoch nichts Aufklärendes über das Verbleiben ihres früheren Herrn erfahren, und der „Boy“ oder Kammerdiener Bahadur Khan meinte, der Herr sei wohl heimlich nach Europa gereist. Damit mußte er sich vorläufig bescheiden. Aber er war fest entschlossen, auszuharren und abzuwarten und der geheimnisvollen Sache vielleicht doch auf den Grund zu kommen.

Was nun der Kriminalpolizist Tag für Tag und Nacht für Nacht in seiner Wohnung erleben mußte, bestärkte ihn in seinem Entschlusse und brachte ihn zur klaren Erkenntnis: In diesem Hause geht es nicht mit rechten Dingen zu! Denn über Tag war es immer, als ob ein gewisser unsichtbarer Jemand durchs Haus huschte, und in der kurzen Abenddämmerung konnte der Beamte deutlich sehen, wie trotz der absoluten Windstille und schwülen Hitze die Vorhänge zwischen den Zimmern sich so bewegten, als wäre gerade einer hindurchgegangen. Selbst sein großer Rampuhund getraute sich nicht allein in ein Zimmer hinein und schaute immer mit gesträubten Haaren und stieren Blickes einem gewissen Etwas nach, das drinnen herumging. Während der Nacht wurde die Ruhe erheblich gestört durch jemand, der überall im Hause herumzog, überall herumflatterte, flüsterte leise jammerte und stöhnte. Wer mochte das wohl sein? Was sollte das alles bedeuten? Die Sache sollte sich bald klären.

Ein guter Freund kam gerade durch die Station und wollte ein paar Tage beim Polizeibeamten zubringen, der natürlich hocherfreut war über diesen lieben Besuch. Aber der gute Freund mußte auch die eben erwähnten unheimlichen Erfahrungen im Hause seines alten Kameraden machen. Schon nach zwei Tagen hatte er genug und hatte keine Lust, noch eine weitere Nacht in dieser unerquid-

lichen Atmosphäre zu verbleiben. So zart und schonend wie nur möglich teilte er dies beim Abendessen seinem Hausherrn mit. Dieser aber bat ihn recht inständig, doch noch etwas dazubleiben, um zu sehen, was alles, was da vorging, zu bedeuten habe. Dabei schaute er gerade aufwärts auf das weißgetünchte Zimmerdeckentuch, das oben an die Balken und unten den Wänden entlang befestigt war. Und was mußte er da sehen?

Die Schwänze von zwei braunen Schlangen hing zwischen dem Tuch und dem Wandgesimse herunter. „Was? Schlangen in meinem Hause? Nein! Die darf ich über meinem Haupte nicht dulden“, dachte er. Schnell holte er eine Leiter herein, lehnte sie gegen die Wand und stieg, mit einem langen Stocke bewaffnet, hinauf. Dann riß er das Deckentuch vom Wandgesimse los und stieg höher in den Dachraum hinein, um alles Gewürm herunterzuklopfen. Da gewahrte er auf dem Hauptbalken einen größeren Körper. Was mag das wohl sein? Wie er mit seinem Stocke daran stochert, kommt das unbekannte Etwas auch schon ins Rutschen und Fallen. „Aufgepaßt da unten! Es kommt was Schweres herunter!“ rief der Polizist. Damit senkte sich auch schon das Deckentuch mit einer Gestalt ausgebaucht sackartig in die Mitte des Zimmers hinunter und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch. Was war das? Es war die ausgedörrte Leiche des geheimnisvoll Verschollenen. Der Polizeibeamte und sein Freund konnten dieselbe kaum anschauen. Sie waren aufs tiefste ergriffen. Zeigte doch die Leiche einen prächtigen Halschnitt, der von Ohr zu Ohr ging.

Wer mochte wohl dieses furchtbare Verbrechen begangen haben? Das sollte nun bald offenbar werden. Der Polizei-Sahib rief den Kammerdiener Bahadur Khan herbei und wies ihn auf die Leiche auf dem Tische hin. Wie dieser die Leiche vor sich sah, wurde er aichfahl und zitterte am ganzen Leibe.

„Sahib, Sahib!“ winzelte er mit heiserer Stimme, „ich bin ein Mann des Todes!“

„Da hast du recht, denn in einem Monat wirst du gehängt!“

„Ich muß also sterben, weil ich getötet habe? Aber, Sahib, erwäge doch, warum ich es tun mußte! Mein Herr warf einen Blick auf mein Kind. Er nannte es ein nettes Kind und streichelte ihm den Kopf. Dadurch hat er es begehrt, so daß es nach zehn Tagen am Fieber starb. Darum habe ich meinen Sahib ermordet und ins Dach hinaufgebracht. Er ist der Schuldige, und — ich, ich muß sterben!“

Die beiden Freunde mußten sich in trauriger Stimmung gestehen, daß der so meuchlings Hingemordete ein Opfer seiner Unwissenheit geworden war, da er keine Ahnung hatte von dem verhängnisvollen Aberglauben der Eingeborenen an das „böse Auge“.

(Fortsetzung folgt.)